

Stefan Hirschauer, *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, 364 S., öS 187,20/DM 24,00, ISBN 3-518-28645-5.

Das Thema ist auf den ersten Blick ein wenig abseitig, gewiß. Man/frau weiß zwar, daß Transsexuelle Frauen sind, die zu Männern werden und umgekehrt, und möglicherweise fallen dazu noch ein paar Namen ein von mehr oder weniger prominenten Personen, die ihr Geschlecht gewechselt haben. Zumindest der Rezensent war dann aber mit seinem Wissen am Ende. Keine Ahnung, wie so eine Transformation konkret vollzogen wird oder seit wann es dieses Phänomen überhaupt gibt. Ist Transsexualität eine Krankheit oder eine sexuelle Devianzform? Und was bedeutet die Existenz von Transsexualität, also das Wollen und zugleich die praktische Möglichkeit, sein „biologisches Geschlecht“ zu wechseln, für die Geschlechterforschung? In welchem Zusammenhang steht Transsexualität mit der zu beobachtenden theoretischen und praktischen Infragestellung der traditionellen Geschlechteridentitäten?

Stefan Hirschauer, ein vielversprechender junger Soziologe aus Bielefeld, hat über eben dieses widersprüchliche Phänomen eine bemerkenswerte Studie vorgelegt, die diese und viele andere Fragen beantwortet. Sein materialreiches Buch, das sich in aller Bescheidenheit als nicht-repräsentative Studie von „Fällen“ versteht (13), stützt sich freilich auf mehrjährige umfangreiche empirische Arbeiten (Interviews, Gespräche, Operationsbeobachtungen, etc.) und ist in vier recht heterogene Kapitel unterteilt, die sich auch methodologisch sehr verschieden dem überaus komplexen Thema annähern.

Im ersten Teil seiner Analysen nimmt Hirschauer vor der Kontrastfolie von Transsexualität und den für einen gelingenden Geschlechtswechsel erforderlichen Praktiken die alltagsweltliche Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit unter die Lupe. Dabei findet er unter anderem zu einer bemerkenswerten Neuformulierung des Verhältnisses von *sex* und *gender* (also von biologischem und sozialem Geschlecht), die zumal für die feministische Forschung von einiger Brisanz scheint. Ähnlich wie in der diskurstheoretisch fundierten Studie von Judith Butler sowie in den wissenschaftshistorischen Arbeiten von Thomas Laqueur oder Claudia Honegger¹ ist auch für Hirschauer die „sicher“ geglaubte Kategorie des (biologischen) „sex“ als Fundierung einer Differenz der Geschlechter plötzlich fragwürdig geworden und wird selbst als soziale Konstruktion dechiffriert. Das Faktum, daß es zwei Geschlechter gibt, scheint also seinerseits untrennbar mit den historisch gewachsenen Beziehungen konstruierter Geschlechter verbunden.

1 Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1991 (engl. 1990); Claudia Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib*, Frankfurt a. M./New York 1991; Thomas Laqueur, *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt a. M./New York 1992 (engl. 1990).

Der für die Historiographie eigentlich relevante Abschnitt des Buches ist das zweite Kapitel „Transsexualität als historisches Projekt“, in dem Hirschauer im Anschluß an Foucault Genealogien sowohl der Transsexualität sowie der ihr verwandten Phänomene *Intersexualität*, *Travestie* und *Homosexualität* nachzeichnet. Der orthodoxen medizinischen Fortschrittsgeschichte, welche den aktuellen Stand der Dinge quasi historisch affirmiert („Endlich haben wir – nach vielen konzeptionellen Irrtümern – das wahre Phänomen entdeckt“), hält er entgegen, daß Transsexualität keine universelle Tatsache ist, sondern als ein historisch und geographisch kontingentes Phänomen gelten muß, das de facto erst seit den ersten Operationen vor rund 40 Jahren existiert. Ebenso wird beredt in Frage gestellt, daß Transsexualität ein Faktum ist, daß es bloß medizinisch zu entdecken galt; vielmehr scheint sie allein durch die konstruktive und anhaltende Aktivität von Ärzt/inn/en, Patient/inn/en, Psycholog/inn/en und vielen anderen mehr gewährleistet zu sein.

Der Hauptteil der Studie ist jener Abschnitt, in dem Hirschauer gleichsam ethnographisch den von den Betroffenen zumeist ersehnten und doch so leidensreichen Geschlechtswechsel nachvollzieht, von der Auswahl der transsexuellen Patienten bis hin zur zumeist abschließenden Prozedur der Namensänderung. Dazwischen liegen freilich für Transsexuelle die langen Jahre der Transformation, die psychologische, kosmetische, endokrinologische, stimmpädagogische und insbesondere chirurgische Behandlungen erfordert. Bei all diesen Prozeduren des Geschlechtswechsels fällt auf, daß die jeweiligen Stationen die Geschlechtszugehörigkeit auf völlig unterschiedliche Weise bestimmen und auch weitgehend unkoordiniert arbeiten: „... so verlassen sich die Operateure auf die Psychiater, die sich auf die Transsexuellen verlassen müssen, die auf die Zusage der Psychiater rechnen, die wiederum auf das „Stillhalten“ der Endokrinologen hoffen usw.“ (323)

Vielleicht der Höhepunkt des gesamten Buches ist dabei eine Ethnographie der Chirurgie, die neben der detaillierten Schilderung einer operativen Geschlechtsumwandlung auch eine beeindruckende „dichte Beschreibung“ (Clifford Geertz) chirurgischer Praxis enthält. Hirschauer, der mit einer etwas erweiterten englischen Fassung dieses Abschnittes² 1992 mit dem Nicholas C. Mullins-Preis für den besten Artikel eines jungen Wissenschaftsforschers ausgezeichnet wurde, vermittelt in eindrucksvoller Weise all das, was sich hinter den normalerweise unzugänglichen Wänden des Operationssaales abspielt: Die Chirurgensprache wird da ebenso helllichtig analysiert wie die Ausstattung des Operationssaales, die Handhabarmachung des Patientenkörpers und das Zusammenspiel des Operationsteams.

Drastisch wird es dann im Protokoll einer Genitaltransformation (272–275), das die grausigsten drei Seiten umfaßt, die dem Rezen-

² Stefan Hirschauer, *The Manufacture of Bodies in Surgery*, in: *Social Studies of Science*, 21, 3 (1991), 279–320.

senten an deutscher Prosa in den letzten Monaten unter die Augen gekommen sind – ob bloß aus männlicher Kastrationsangst, sei hier einmal dahingestellt. Hirschauer, der mehr als 25 operativen Geschlechtsumwandlungen vor Ort beigewohnt hat, beschreibt im blutigen Detail (aber nicht ohne trockene Ironie), was bei einer solchen operativen Umwandlung eines „Mannes“ in eine „Frau“ *tatsächlich* geschieht: wo und wie der Chirurg das Skalpell führt, was mit den vormals „männlichen“ Genitalien passiert, wie die „weiblichen“ Geschlechtsorgane gleichsam gebastelt werden und was währenddessen im Operationssaal so kommuniziert wird. Lakonisch läßt Hirschauer im Anschluß daran einige Chirurgen über die nicht geringen Probleme zu Wort kommen, die bei solchen chirurgischen Eingriffen unvermeidlich scheinen. Insbesondere bei der Umwandlung einer Frau in einen Mann sind die Operationsergebnisse zumeist nicht sehr zufriedenstellend – auch wenn es ansonsten transsexuelle Männer augenscheinlich etwas leichter haben.

Im letzten Abschnitt steht endlich die überaus ambivalente gesamtgesellschaftliche Bedeutung von Transsexualität im Zentrum der Diskussion. Hirschauer stellt das Phänomen in den diskursiven Kontext von Normalität und Anormalität und kommt so zu einer eher pessimistischen Einschätzung seines „emanzipativen Gehalts“. Werden durch das Faktum der Transsexualität die biologischen Grundannahmen über Geschlechtszugehörigkeit zwar bestritten, so werden sie ex negativo anscheinend zugleich auch wieder bestätigt. Angesichts der in unseren Kulturen zweifellos fortgeschrittenen Nivellierung der Geschlechtsrollen scheint Transsexualität eine geradezu restaurative Rolle zu spielen. In Hirschauers eigenen Worten:

Die soziale Konstruktion der Transsexualität bietet in einer Zeit der emanzipatorischen Auflösung der Bedeutung der Geschlechtskategorien den Zeitgenossen die Distinktionschance, sich trotz allen Aufbruchs noch als problemlose Bewohner der alten Geschlechtskategorien zu wännen. ... Zu einem historischen Zeitpunkt, zu dem der Geschlechtswechsel kulturell hochgradig plausibel geworden ist, erfahren und verlangen seine radikalsten Vertreter eine gesellschaftliche Behandlung, die sie als verkörperte Kastrationsdrohung darstellt: wer seinen sozialen Platz verlassen will, ist mit der Zerstörung seines Körpers konfrontiert. (351f)

Vielleicht gerade wegen der „Anomalität“ des Themas und seiner unauf lösbaren Ambivalenz sind Hirschauer mit seiner materialreichen Studie resümierend mehrere wichtige Beiträge gelungen: Zum ersten bereichert sie die Medizinsoziologie um detailreiche dichte Beschreibungen der chirurgischen Praxis, zum zweiten ergänzt sie die sozialhistorische Erforschung der Sexualität um die Genealogie einer – letztendlich medizinisch miterzeugten – „Krankheit“. Die Bedeutung seiner Arbeit für die Frauen- bzw. Geschlechterforschung zum dritten liegt unzweifelhaft in der sehr konzise beschriebenen Irritation der etablierten Geschlechterkategorien, die von der Transsexualität ausgeht, – sowie ihrer gleichzeitigen „Abwehr“.

Besonders hoch anzurechnen ist dem Autor aus meiner Sicht schließlich, daß er wider den disziplinär bedingten Methodenzwang verschiedenste Beschreibungsverfahren mobilisierte, um dem so widersprüchlichen und schillernden Phänomen auch inter- bzw. transdisziplinär gerecht zu werden. Zwar macht es Hirschauer seinen Leserinnen und Lesern nicht immer ganz leicht, seinen material- und detailreichen Ausführungen zu folgen, sei es nun wegen der Komplexität seines Themas oder der anspruchsvollen Argumentation. Wer in Zeiten der sowohl in Theorie und Praxis untergrabenen Geschlechtsidentitäten jedoch wissenschaftlich Aufschlußreiches, ja Faszinierendes lesen möchte über Frau-Sein, Mann-Sein sowie die soziale Konstruiertheit dieser geschlechtlichen Befindlichkeiten, greife zu diesem Buch.

Klaus Taschwer, Wien

Linda Lomperis u. Sarah Stanbury Hg., **Feminist Approaches to the Body in Medieval Literature**. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1993, 255 S., 1 Abb., \$ 16,95, ISBN 0-8122-1364-5.

Der feministische Zugriff auf den Körper in den mittelalterlichen Jahrhunderten packt nicht nur ein Tabuthema an, er betrifft auch unsere eigene Identität als Wissenschaftlerinnen wie unser Ringen um einen Platz innerhalb männlich-dominiertes Ordnung. In der Aneignungsweise antik-dualistischer Denktradition durch das christliche Mittelalter liegen auch Geschlechterordnung und Körperverständnis der Gegenwart begründet: Heilsgewißheit zu erlangen, erforderte die Überwindung körperlicher Bedürfnisse, die als minderwertig gegenüber dem Geist galten. Die beiden Elemente wurden den Geschlechtern zugewiesen: dem Manne das Geistprinzip, während die Frau auf besondere Weise, eben ganz und nur „Körper“ sei. Ihr Status beruhte weitgehend auf ihrem leiblichen Zustand gegenüber dem Mann, als Jungfrau, Ehefrau oder Witwe. Von den „geistdominierten“ Lebensbereichen der Gesellschaft, so den seit dem 12. Jahrhundert begründeten Universitäten, wurde sie ausgeschlossen. Mönchisch-zölibatäre Triebabwehr und Frauenfeindlichkeit prägt die meisten der Quellen.

Der vorliegende Sammelband enthält elf Aufsätze aus der Feder amerikanischer Literaturwissenschaftlerinnen im Umkreis des *Medieval Feminist Newsletter*.¹ Die Beiträge gehen zurück auf eine Tagung des Jahres 1987, deren Ergebnisse im folgenden Jahr auf der internationalen Mediaevistenversammlung in Kalamazoo vor einem breiteren Fachpublikum diskutiert wurden. Im Vorwort wird die innovative Funktion dieser Sektion betont: „a genuinely new beginning: feminist-medievalists were mapping new critical terrain“ (VII). In der Tat machte

¹ Dieser Rundbrief informiert zweimal jährlich über den Stand der Frauenforschung des Mittelalters und umfaßte Ende 1993 bereits 15 professionell gemachte Hefte.